

Provenienzforschung: Makel oder Chance?¹

Peter Hirschmiller² – Zentral- und Landesbibliothek Berlin / Bereich Provenienzforschung

Bereits bei der Überschrift sollte der/die geeignete Leser*in kurz aufhorchen – ein Makel? Ist es überhaupt legitim, der Provenienzforschung, die heute insbesondere als Synonym für die NS-Raubgutforschung in Sammlungen und Depots von Kultureinrichtungen verstanden wird, etwas Negatives zu attestieren? Zugegebenermaßen möchte der hier vorliegende Text diese Frage nicht grundsätzlich beantworten, sondern vielmehr die eher subjektive Sicht eines Forschenden vorstellen und an der ein oder anderen Stelle etwas überspitzt auf die Herausforderungen aber auch auf die Möglichkeiten dieser noch recht jungen Disziplin hinweisen.

Wenn man Aussagen von Kulturschaffenden und Politiker*innen zu diesem Thema folgt, hat man heute das Gefühl, dass die Provenienzforschung als eine wichtige, moralisch verpflichtende und gesellschaftlich geforderte Aufklärungsarbeit anzusehen ist. Und spätestens seit dem Fall Gurlitt 2012/2013, durch den das Thema Provenienzforschung und die Frage nach NS-Raubgut in den Depots und Sammlungen von Kultureinrichtungen auf das Tableau der öffentlichen Wahrnehmung gehoben wurden, gibt es wahrscheinlich keine Institution, die sich nicht zumindest mit der Frage „Gibt es in unseren Beständen NS-Raubgut?“ auseinandergesetzt hat.

Stehen wir am Ende oder befinden wir uns noch am Anfang?

Und dennoch: Die Verankerung und Rezeption der Thematik in der breiten Öffentlichkeit ist wesentlich beschränkter als man vermuten dürfte. Der Autor selbst musste bei Gesprächen im erweiterten Freundeskreis immer wieder feststellen, dass die Menschen sowohl davon irritiert sind, dass zum einen diese Aufgabe heute rund 77 Jahre nach Kriegsende nicht beendet oder vielmehr im Gegenteil mehr oder minder am Anfang steht, zum anderen birgt auch schon der Begriff Schwierigkeiten und führt zu allerlei seltsamen Missverständnissen. So kam es nicht selten vor, dass der Autor immer wieder mit „Provinzforscher“ oder besser noch als „Prominenzforscher“ titulierte wurde. Beides sicherlich auch spannende Betätigungsfelder, aber leider doch sehr weit weg von dem, was die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit in welchem Kontext auch immer vollzogenem Raub von Kulturgütern bedeutet. Hier bedarf es offensichtlich weiterer Anstrengungen, dem Publikum die eigentlich spannende und fordernde Arbeit der Provenienzforscher*innen näherzubringen.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Rezeptionsspektrums stehen nicht minder abenteuerlich die von der Arbeit der Provenienzforscher*innen betroffenen Kulturinstitutionen. Denn hier schwingt häufig ein latenter, durch die Provenienzforschung erzeugter Vorwurf mit: Was hätte man in den letzten Jahrzehnten denn nicht schon alles erreichen können? Oder aber wäre es in den 1960er- oder 1970er-Jahren nicht viel einfacher gewesen, sowohl die Opfer als auch die Täter*innen zu identifizieren, zu befragen und zu fairen und gerechten Lösungen zu kommen? Gleichzeitig legt der spezifische, zur möglichst hohen Genauigkeit verpflichtende Ansatz der Provenienzforschung den Finger in jede Wunde, wo frühere Inventarisierungsarbeiten unsauber durchgeführt wurden oder die Dokumentation zu den Beständen mehr schlecht als recht erfolgte. Ebenso muss man als Forschender mitunter feststellen, dass die Arbeit voranbringende Informationen zu den Beständen nur in homöopathischen Dosen weitergegeben werden – teils sicherlich aus Unwissenheit, was genau der/die Provenienzforscher*in eigentlich sucht, teils sicherlich auch aus reinem gefühlten Selbstschutz, nicht alles von vornherein preisgeben zu wollen. Dass die Forschenden meist nicht aus der Institution selbst stammen, sondern häufig im Rahmen von Projekten für maximal drei bis vier Jahre versuchen, jeden noch so kleinen Stein umzudrehen, unterstützt die Integration der Provenienzforschung in den Alltag der Institutionen sicherlich nicht. Aber insgesamt hilft auch hier der gediegene Schritt zurück und der entspannte Blick nach vorn. Niemand hört gerne, dass er oder sie unsauber gearbeitet hat oder dass eine über Jahre zusammengetragene Sammlung gespickt mit Raubgut ist. Disharmonien können die Folge sein, sodass man nicht nur Forschende*r, sondern in manchen Fällen auch Diplomate*in zu sein scheint. Auch hier kann der Autor eine Anekdote zum Besten geben, die auf einen der ersten Einsätze als Provenienzforscher zurückgeht: Beim Betreten eines Depotraumes machte ein Sammlungsmitarbeiter durch wildes Rascheln ungewollt auf sich aufmerksam. Meiner Anwesenheit gewahr werdend, raunte er seinem Kollegen unvermittelt zu: „Die Inquisition ist eingetroffen“, um gleich noch nachzulegen „versteck dein Zeug“. Zum Glück löste sich die Situation recht schnell in Wohlgefallen auf, da mit deren „Zeug“ kein Forschungsinteresse verbunden war. Und dennoch dauerte es einen Moment, bis allen Beteiligten überhaupt klar

wurde, was genau die Aufgabe eines Provenienzforschers eigentlich ist. Und erst danach änderte sich die Wahrnehmung der Provenienzforschung vom Makel in Richtung Chance. Denn durch das intensive Objekt- und Aktenstudium konnten nicht nur Fälle von NS-Raubgut identifiziert und bearbeitet werden, es befanden sich auch zahlreiche Informationen rund um die Sammlungs- und Objektgeschichte in den zusammengetragenen Unterlagen, die wiederum die Arbeit beim Inventarisieren erleichterten und die ein oder andere längst verschollene Objektgeschichte zutage förderten. Diesem Mehrwert und dem damit verbundenen Aufwand bei der Recherche wurde stets Rechnung getragen.

Chancen der Auseinandersetzung mit der eigenen Sammlungsgeschichte

Insgesamt war es daher von grundlegender Bedeutung, sowohl diplomatisch die Mitarbeiter*innen auf das Kommende vorzubereiten als auch deutlich die Vorzüge der Arbeiten herauszukehren. Gefühlt entspricht dieses Vorgehen in der Art und Weise dem Umgang mit einem/einer Patient*in im Krankenhaus: Man eröffnet den Betroffenen die nächsten Behandlungsschritte, um sie nicht einer überraschenden Stresssituation auszusetzen. Aber gerade um solchen Stressmomenten vorzubeugen, ist die Auseinandersetzung mit der Institutions- und Bestandsgeschichte – insbesondere in der NS-Zeit – von grundlegender Bedeutung. In den letzten Jahren haben Berichte zugenommen, in denen sich freischaffende Wissenschaftler*innen einer Institution und ihrer Geschichte in der NS- oder frühen Nachkriegszeit annahmen, erforschten und ihre Ergebnisse veröffentlichten. So sahen sich beispielsweise die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen Vorwürfen ausgesetzt, dass nach 1945 Raubgut an Gönner*innen verteilt wurde. In der Schweiz gibt es jüngst den Fall der Sammlung Bührle, der sich immer mehr zum Unikum aufbauscht. Selbst der Fußballverein FC Bayern München muss sich Fragen zu seinem Verhalten in der NS-Zeit gefallen lassen. Anscheinend hatte man sich dort nach dem Krieg mit Verweisen auf hohe jüdische Funktionäre im Verein „geschmückt“, was sich aus heutiger Sicht allerdings gänzlich anders darstellt. Und auch wenn es kein Fall aus der NS-Zeit ist: das Luf-Boot, das eingemauert im Keller des Berliner Stadtschlösses aufgebaut wurde und bei dem erst nach der Eröffnung des Hauses der Diskurs über die Herkunft des Bootes begann.³

In keinem der Beispiele, und das ist des Pudels Kern, kam die Forschung zur Aufarbeitung oder der Anstoß dazu aus dem eigenen Haus. Es waren stets externe Forschende, die sich in die Archive begaben und das vorhandene und frei zugängliche Material auszuwerten begannen. Daher wäre das,

neben der Aufarbeitung von Objektgeschichten, bereits die zweite Chance, die mit der Provenienzforschung einhergeht. Durch die intensive Beschäftigung mit der Zeit von 1933 bis 1945 setzt sich die Arbeit mit der Geschichte der jeweiligen Institution zwangsläufig auseinander. Dadurch können blinde Flecken in der Historie erkannt, identifiziert und aufgearbeitet werden.

Zudem, sozusagen die dritte Chance, welche die Provenienzforschung bietet, ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem eigenen Bestand und dessen Werdegang. Denn diese Art der Auseinandersetzung mit dem, was sich in den Depots und Sammlungen befindet, kann heute meist nicht mehr während der laufenden Arbeitsprozesse geleistet werden. Doch nur, wenn man weiß, was in den Depots schlummert, kann man auch mit seinen Pfründen glänzen. Diese Erkenntnisse rund um die Bestands- und Institutionsgeschichte sind zwar für die Provenienzforschung eher „Beifang“ – schmälern aber den Erkenntnisgewinn für die Einrichtung in keiner Weise.

Daher wäre der Appell hier, die Provenienzforschung eher über den Raubgut-Kontext hinauszudenken. Denn eigentlich ist Provenienzforschung eine originäre Aufgabe, wenn nicht sogar eine Verpflichtung jeder sammelnden und bewahrenden Institution. Das Wissen über den eigenen Bestand zu mehren, seine Besonderheiten herauszuarbeiten und damit für die Forschung verfügbar/zugänglich zu machen, kann sich vom Prinzip her niemand verschließen. Vielleicht gibt es grundsätzlich insbesondere in Bibliotheken auch ein Missverständnis zur Interpretation von Büchern als kulturelle oder museale Objekte. Gemeint ist damit, dass ein Objekt, das wodurch auch immer, einen historischen Kontext erzeugt oder bezeugt, mehr ist als bloße Materialität. Ein Buch, sei es noch so unbedeutend, wird durch eine belegbare Provenienz zu einem historischen Objekt. Wer bei einer Restitution eines Buches an die Nachkommen einer Familie teilgenommen hat, weiß sofort, was gemeint ist. Das Buch mag unbedeutend und nicht wertvoll sein, aber die Geschichte, die damit verbunden ist, macht es zu einem historischen Zeugnis. Dieses erzählt eben mehr als die bloße Geschichte, die, auf Papier gebracht, sich zwischen zwei Buchdeckeln befindet. Es sind Zeugnisse vom Leben vor dem NS-Terror, aber auch von Verfolgung und Vertreibung, von Mord und Totschlag und dem Glück des Überlebens, insgesamt Geschichten aus unserer deutschen Vergangenheit. So lassen sich historische Zusammenhänge und Kontexte haptisch erfahren und erleben. Natürlich ist eine Bibliothek kein Museum, aber die Frage nach dem Umgang von in den Sammlungen und Depots vorhandenen Objekten, die eine Geschichte haben und erzählen,

weicht diese strenge Trennung an manchen Stellen vielleicht weiter auf und eröffnet so neue Horizonte und Möglichkeiten. Vielleicht ergeben sich aus dieser Konstellation neue Perspektiven für die Zukunft von Bibliotheken, nicht nur Geschichten in Büchern anzubieten, sondern auch Bücher mit Geschichte dem Publikum näherzubringen.

-
1. Dieser Artikel ist die Ausarbeitung eines Vortrages vom 8. Bibliothekskongress 2022 in Leipzig.
 2. Peter Hirschmiller studierte Geschichte, Soziologie und Militärgeschichte an den Universitäten Freiburg, Konstanz und Potsdam. Als Freischaffender leitete er verschiedene Geschichtswerkstattprojekte und widmet sich seit 2014 der Provenienzforschung. Bis 2020 war er federführend an einem Provenienzforschungsprojekt bei der Museumsstiftung Post und Telekommunikation beteiligt. Seitdem ist er in der Zentral- und Landesbibliothek Berlin im Bereich Provenienzforschung tätig.
 3. Vgl. Häntzschel, Jörg, *In freundlicher Verbundenheit. Das Erbe der NS-Zeit*. In: Süddeutsche Zeitung vom 26. April 2021, online unter: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/raubkunst-ns-funktionaere-bayerische-staatsgemaeldesammlungen-untersuchung-1.5275750>; Neff, Benedict, *Der Bührl-Komplex: Kommunikatives Debakel und zeitgeistige Heuchelei*. In: NZZ vom 11. März 2022, online unter: <https://www.nzz.ch/feuilleton/der-buehrle-komplex-kommunikatives-debakel-und-heuchelei-ld.1673375>; *Warum sich der FC Bayern als „Juden-Club“ bezeichnet hat – und das falsch war*, Interview von Andreas Mayhoff und Gerhard Pfeil. In: Der Spiegel vom 22. Februar 2022, online unter: <https://www.spiegel.de/sport/fc-bayern-muenchen-warum-sich-der-vereins-als-juden-club-bezeichnet-hat-und-das-falsch-war-a-d4661a2e-8dee-4556-91d3-70bf527d9dfc>; Bartsch, Matthias, Jürgen Dahlkamp und Gunther Latsch, *„Das hätte ich 1962 erwartet, nicht 2022“*. In: Der Spiegel 12/2022 vom 18. März 2022, online unter: <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/streitum-ns-aufarbeitung-der-frankfurter-sparkasse-a-435ea21c-15fb-4319-a33f-86c330f640c7>; Aly, Götz, *Die alten Lügen leben noch. Luf-Boot im Humboldt-Forum*. In: Die Zeit, 31/2021, online unter: <https://www.zeit.de/2021/31/luf-boot-humboldt-forum-raubkunst-kolonialismus-goetz-aly> [letzter Zugriff jeweils: 09.08.2022].